

figer. Herder begann eines Abends sich über die Schönheiten dieser Dichtung in ausführlichem Gespräche auszulassen. Allein die schöne Freude sollte Goethe nicht lange gegönnt sein: denn er endigte mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vor dem Verstande vernichtet ward. „Schaefer vermuthet unter dem „widerwärtigen Trumpf“ irgend eine unzarte Anspielung auf den Titel des Stückes mit naheliegender Beziehung auf ein persönliches Verhältniß Goethe's. So bestätigte sich auch in diesem Falle Goethe's Bemerkung, daß man zu Herder nicht kommen könne, „ohne sich seiner Milde zu erfreuen,“ und nicht von ihm gehen könne, „ohne verletzt zu sein.“ Kurz, Goethe fühlte sich auch diesmal tief verletzt, sah Herder an und schwieg. Es war das letzte Mal, daß sich beide sahen; denn während seiner letzten Krankheit mußte Herder mit Besuchen verschont werden, und so wurde auch Goethe, der ihn wirklich zu besuchen kam, nicht vorgelassen. Herder's Tod machte jedoch auf Goethe einen tiefen Eindruck und wie Henriette von Knebel an ihren Bruder schreibt, habe Goethe bei der Kunde von seinem Tode ausgerufen: er möchte am liebsten mit Herder begraben sein.

Die Jahre 1802—1804 waren besonders reich an interessanten Bekanntschaften. Im erstern Jahre kam Voss, der sein Rectorat in Göttingen eben niedergelegt hatte, nach Jena und wurde von Goethe, diesem begeisterten Verehrer der Voss'schen „Luise,“ wie ein alter Freund aufs Liebevollste empfangen und behandelt, was sich auch um so eher denken läßt, da Goethe grade damals für hellenische Kunst und Poesie, besonders aber für die Homerischen Dichtungen, wahrhaft leidenschaftlich eingenommen war und er über dieses Thema von Voss manche neue Aufschlüsse zu erhalten hoffen durfte und auch wirklich erhielt. Außerdem waren es namentlich Voss' Theorien und Neuerungen in Betreff der Zeitmessung der deutschen Sprache, welche zwischen beiden Männern aufs Lebhafteste erörtert wurden. Durch seine noch zu erwähnende Recension der Gedichte von Voss bewies Goethe, wie wohlwollend und tief er sich in das Eigenartige der Voss'schen Poesie und in dessen eigenthümliche Bedeutung als Dichter eingelebt hatte. Goethe selbst bemerkt über sein Verhältniß mit ihm: „Voss war nach Jena gezogen und zeigte Lust, sich anzukaufen; seine große umsichtige Gelehrsamkeit, wie seine herrlichen poetischen Darstellungen, die Freundlichkeit seiner häuslichen Existenz zog mich an und mir war Nichts angenehmer, als mich von seinen rhythmischen Grundsätzen zu überzeugen. Dadurch ergab sich denn ein höchst angenehmes und fruchtbares Verhältniß.“ Schmerzlich berührte es Goethe, als Voss trotz aller liberalen Anerbietungen, die man ihm machte, um ihn in Jena festzuhalten, einem Rufe nach Heidelberg folgte, wohin er seiner ganzen Art nach weniger paßte. Dem inzwischen am weimarischen Gymnasium angestellten Sohne des Dichters der „Luise,“ Heinrich, blieb Goethe stets ein wohlwollender Freund, wie wieder jener an diesem mit wahrer kindlicher Zärtlichkeit hing.

Um dieselbe Zeit wurde Friedrich Wilhelm Niemer,

eben aus Italien, wohin er Wilhelm von Humboldt als Erzieher in dessen Familie begleitet hatte, in Gesellschaft Fernow's zurückgekehrt, von Goethe zum Erzieher seines Sohnes gewählt. Niemer, bekannt durch sein „griechisch-deutsches Wörterbuch,“ durch die Herausgabe des Goethe'schen Zelter'schen Briefwechsels, der „Briefe von und an Goethe“ u. s. w., ging Goethe vielfach bei seinen Studien und Arbeiten zur Hand und leistete ihm auch wol die Dienste eines Secretärs. Er blieb neun Jahre im Goethe'schen Hause, erhielt dann eine Anstellung am Gymnasium und starb im J. 1845 als Oberbibliothekar. Für Goethe war Niemer ein wenn auch nicht in anderer Hinsicht ausreicher, doch durch Dienstfertigkeit willkommener Ersatz für Heinrich Meyer, der inzwischen, um Weihnachten 1802, das Goethe'sche Haus verlassen und sich verheirathet hatte. Es war Goethe's Bedürfniß gewesen, sich mit Meyer täglich über sein liebes Italien und italienische Studien zu unterhalten; die geringe Entfernung gestattete jedoch, „daß weder Hinderniß noch Pause jemals empfunden ward.“

Eine große Bewegung brachte in der weimarischen Gesellschaft ein Besuch der Frau von Staël hervor, die in Gesellschaft Benjamin Constant's, des Uebersetzers von Schiller's „Wallenstein,“ nach Weimar gekommen war, um die großen teutschen Geister von Person kennen zu lernen und nebenbei zu ihrem berühmten Werke „De l'Allemagne“ Materialien zu sammeln. Nebenbei wollte aber „auch sie gekannt sein,“ wie Goethe bemerkt. Dieser beehrte sich nicht, der Staël wegen von Jena nach Weimar herüberzukommen, sondern ließ sich dazu Zeit und betrug sich auch überhaupt gegen die Staël, da ihm alles Aufschauern und Aushorchen zuwider war, sehr reservirt. Kein Wunder, daß sie ihn etwas steif und abgemessen fand, obgleich sie zugestand, daß er auch im Reden bewundernswerth sei, wenn man ihn einmal dazu bringe. Henriette von Knebel schreibt, die Staël habe über Goethe geäußert, „qu'il pouvait être aimable quand il était sérieux, mais qu'il ne devait jamais plaisanter.“ Freilich muß man bedenken, daß die Staël den Vortheil hatte, sich ihrer Muttersprache bedienen zu dürfen, und daß überhaupt Goethe's Gedanken viel zu viel Tiefe und Schwere hatten, um sich in französischer Sprache, die er ohnehin nicht so leicht und bequem zu handhaben vermochte wie die deutsche, vollkommen angemessen darstellen zu lassen. Lewes bemerkt wol sehr mit Recht: „Sie (die Staël) sah niemals den wirklichen, sondern nur einen gemachten Goethe.“ Im Ganzen sahen die Männer die geistreiche, dabei aber auch bisweilen ziemlich impertinente Französin, die ihnen so viel Unruhe und Kopfschmerzen gemacht, sehr gern scheiden, nachdem sie sich vom 14. Dec. 1803 bis zu Anfang März 1804 in Weimar aufgehalten. Ganz entzückt von ihr waren die Frauen, denen sie auf Kosten der Männer allerlei Schmeicheleien sagte. Es ist kaum zu glauben, mit welchem Jubel die weibliche Gesellschaft alle jene Impertinenzen der Französin aufnahm, welche den Männern am weimarischen Hofe, die ihr freilich manche schwache Seiten darbieten mochten, da sie Hofleute sein wollten, ohne

einen großen Hof zu repräsentiren, zum Theil aber sogar den großen Autoren selbst galten, jedenfalls aber für die Deutschen ehrenrührig waren¹³⁾). Indessen muß man ihr diese Impertinenz doch wieder verzeihen, da sie dieselben durch ihr Werk über Deutschland wieder gut gemacht hat, ein Werk, von dem Goethe in seinen „Tag- und Jahresheften“ bemerkt, es sei „als ein mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die chinesische Mauer antiquirter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, sogleich eine breite Lücke durchbrach, sodaß man über dem Rheine und im Gefolge dessen über dem Kanale endlich von uns nähere Kenntniß nahm, wodurch wir nicht anders als lebendigen Einfluß auf den fernern Westen zu gewinnen hatten.“ Er fügt hinzu: „Segnen wollen wir also jenes Unbequeme und den Conflict nationeller Eigenthümlichkeiten, die uns damals ungelogen kamen und keineswegs förderlich erscheinen wollten.“

Und unbequem war sie auch Goethe in hohem Grade, da sie Nichts von der deutschen Art besaß, über irgend etwas nachzusinnen, sondern über alles und jedes gleich ein Urtheil fertig hatte und dieselbe Virtuosität auch von Andern verlangte. In anspruchsvollster Weise suchte sie selbst einem Goethe und Schiller gegenüber ihre Ansichten geltend zu machen; „sie wollte“, wie Goethe bemerkt, „Leidenenschaften erregen, gleichviel welche;“ sie trieb es in Reden und Wechselreden gewöhnlich „bis zu den An gelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten.“ Dabei hatte sie „als Frau und Französin immer die Art, auf Hauptstellen positiv zu verharren und eigentlich nicht genau zu hören, was der Andere sagte.“ Goethe bemerkt weiter: „Da sie keinen Begriff hatte von dem, was Pflicht heißt, und zu welcher stillen gefaßten Lage sich derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, sowie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt werden.“ Das war das, was sie „Philosophiren“ nannte. In dieselbe Manier einzugehen war Goethe nicht gemeint. Er bemerkt: „Durch alles dieses war der böse Genius in mir aufgeregter, sodaß ich nicht anders als widersprechend dialektisch und problematisch alles Vorkommende behandelte und sie durch hartnäckige Gegensätze oft zur Verzweiflung brachte.“ Doch gesteht er, sie sei dann erst recht liebenswürdig gewesen und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern habe sich dann auf die glänzendste Weise dargethan. Im Ganzen fügte er sich wol ihrer etwas lästigen und aufdringlichen, wenn auch interessanten Gegenwart, aber er vermied sie doch, wo es nur immer geschehen konnte; namentlich ließ er sich eines Abends entschuldigen, wo sie „Phädra“ vortrug; denn „auch vorlesend und declamirend wollte Frau von Staël Kränze erwerben.“ Einmal, als sie zusammen bei der Herzogin Amalie zum Abendessen waren, verhielt sich Goethe, wie er dies

häufig in personenreichen Gesellschaften that, still und nachdenklich. Da sagte Frau von Staël: sie möge Goethe überhaupt nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken habe, worauf Goethe halblaut zu seiner Nachbarschaft bemerkte: „Da müssen wir uns denn doch schon manchmal zusammen bespißt haben.“ Goethe hatte nun die Lächer auf seiner Seite. Wol studirte er auch an ihr wie an einem interessanten, ungewöhnlichen Phänomen, aber im Ganzen war auch er wie die übrigen Männer sicherlich froh, als der geistreiche Kobold sich aus Weimar verabschiedete.

In die Jahre von 1800—1804 fallen ferner an neuen Bekanntschaften: die mit dem Philologen Gottfried Hermann, den er bei einem Besuche in Leipzig 1800 kennen lernte und später wiederholt in Karlsbad sah; mit dem Musikdirector Zelter aus Berlin¹⁴⁾, ihm in manchen Charaktereigenschaften verwandt, mit dem er in Folge der ihm mitgetheilten Compositionen mehrerer seiner Lieder und Balladen in einen lebhaften (am lebhaftesten von 1814 an) und dauernden Briefwechsel trat, der, von Niemer herausgegeben, 6 Theile und die Jahre 1796 bis 1832 umfaßt; mit Johannes von Müller, welcher sich 1804 zwei Wochen in Weimar aufhielt; mit Friedrich August Wolf, mit dem (in Lauchstädt oder Halle) einen Tag zuzubringen ihm „ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einzutragen“ schien. Dagegen war der Wegzug mehrerer der bedeutendsten Lehrer von Jena, eines Hufeland, Schelling, Paulus, Loder, der Tod des trefflichen Batsch, nach dessen Ableben Goethe selbst das Präsidium der naturforschenden Gesellschaft übernahm, ein harter Schlag. Man suchte zwar die Lücken, so gut es ging, wieder auszufüllen, erweiterte die vorhandenen Institute, errichtete 1804 das anatomische Museum, aber den Glanz, mit dem Jena während der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts leuchtete, hat diese Hochschule auch späterhin nie wieder gewonnen. Mit dem Wegzuge des Professors Schüz nach Halle drohte auch das Erlöschen der Jena'schen „Allgemeinen Literaturzeitung“, aber auf Goethe's eifrigen Betrieb wurde sie unter Eichstädt's Redaction fortgesetzt und Goethe selbst bereicherte sie fortan mit manchen ausführlichen kritischen Arbeiten; doch that ihr das von Schüz neu begründete Concurrenzunternehmen, die Halle'sche Literaturzeitung, immerhin Abbruch. Goethe legte übrigens den größten Werth darauf, daß die so „hochgeschätzte“ Literaturzeitung für Jena erhalten werde; er sagt gradezu: „Die Sache war von der größten Bedeutsamkeit und es ist nicht zu viel gesagt: diese stille Einleitung (zur Wegverlegung der Literaturzeitung) bedrohte die Akademie für den Augenblick mit völliger Auflösung.“ Auch hatte Kogebue im „Freimüthigen“ in der That schadenfroh aufgejubelt: mit der Akademie Jena, die schon so großen Verlust an tüchtigen Professoren erlitten, sei es nun völlig zu Ende, indem die allgemeine Literaturzeitung nun auch fortverlegt werde. Alle jene Personaländerungen legt Goethe übrigens auch

13) Vergl. hierüber den schon oben angeführten Briefwechsel Ludwig von Knebel's mit seiner Schwester Henriette. Letztere selbst fühlte übrigens das Beleidigende, was in den Bonmots der Französin lag, auch nicht heraus.

14) Gneypf. v. W. u. R. Erste Section. LXXII.

14) Zelter verweilte im Jahre 1803 14 Tage in Weimar. Goethe rühmt an ihm den „redlichen, tüchtig bürgerlichen Ernst“ und das Streben nach sittlich ästhetischer Bildung.

den Einflüssen der französischen Revolution zur Last; er bemerkt: „Seit der französischen Revolution war eine Unruhe in die Menschen gekommen, dergestalt, daß sie entweder an ihrem Zustande zu ändern, oder ihren Zustand wenigstens dem Orte nach zu verändern gedachten.“ Eher gern gesehen als bedauert wurde der Weggang des Aushorchers Böttiger, des „Ubique,“ nach Dresden; doch hat Schaefer wol nicht ganz unrecht, wenn er bemerkt: „Gleichwol möchte nicht in Abrede zu stellen sein, daß er in seinem Heroldsamte den Dichtern Weimars auch mehrfach genützt hat.“

Was die productive Thätigkeit Goethe's betrifft, so war dieselbe um diese Zeit sehr ins Stocken gerathen. Dies lag wol weniger an den vorgeschrittenen Jahren oder sonstigen Lebensverhältnissen des Dichters als an den verstimmenden Zeitverhältnissen und an seiner neuesten, allzu hellenistrenden Richtung, die ihn von den nationalen Lebensquellen, woraus er früher geschöpft, mehr und mehr und wider sein Wissen entfernte. Er opferte seinen Schöpfungstrieb einem zu eigensinnig auf die Spitze getriebenen Principe. Da er nun hiermit bei der Nation im Großen keinen Anklang fand, so suchte er immer mehr einen Ersatz in geschäftlicher praktischer Thätigkeit, und so viel Gutes er auch auf diesem Wege dem weimarischen Ländchen geleistet hat, so sehr schadete sie doch wieder seiner poetischen Productivität. Zwar wandte er sich grade jetzt wieder zu einer Schöpfung zurück, die einer Periode angehört, welche man als die specifisch gothische im Gegensatz zu der späteren hellenischen bezeichnen möchte; er richtete nämlich den „Göz von Berlichingen“ für die Bühne ein, in welcher Gestalt das Stück 1804 aufgeführt wurde; aber die zum Zweck der Inszenierung unternommenen Aenderungen, an die Goethe ohnehin nicht mit sehr großer Liebe gegangen war, fanden nicht viel Beifall. Der Geschmack war freilich wenigstens unter den Gebildeten inzwischen ein anderer geworden. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß sich in den letzten Scenen auch dieser Bühnenbearbeitung eine gewaltige dramatische Schlagkraft offenbart, daß der Held und die meisten Personen des Stücks wirksame Theaterfiguren sind und daß sich die lebendige Frische der Dichtung unverfälscht zeigt, nur traten die Brüche und Risse, die einmal der Composition ihrer ganzen Natur nach anhaften, auf der Bühne noch greller hervor als bei der Lecture. Noch weniger wollte es mit der „Stella“ gelingen, die von Schiller für die Bühne zurecht gemacht wurde. Ueberhaupt läßt sich nicht wohl einsehen, was Goethe für sich, das Publicum und die dramatische Poesie zu erreichen hoffte, wenn er ein an sich schwaches und nun gänzlich veraltetes Stück wie „Stella“ wieder auf der Bühne ins Leben zu treten nöthigte.

Das Ersprießlichste, was Goethe um diese Zeit für die Bühne that, war die Förderung, welche er seinem Freunde Schiller angezeihen ließ, nicht bloß dadurch, daß er für die Inszenierung seiner Stücke aufs Beste bemüht war, sondern noch mehr dadurch, daß er ihm bei ihrer Abfassung mit seinem Rathe zur Hand ging. Schon beim „Wilhelm Tell“ hatte er ihm die nützlichsten Fin-

gerzeige gegeben und ihm den reichen Schatz seiner in der Schweiz selbst gewonnenen unmittelbaren Anschauungen zur Verfügung gestellt, sodaß sich sein wohlthätiger Einfluß in vielen der lebendigsten Scenen, in der Auffassung persönlicher und ständischer Gerechtfame, in der Localfärbung, in den Volks- und Hirtenscenen, in der Darstellung des Charakters wie der Häuslichkeit Tell's sehr wohl erkennen läßt. Auch den Plan zum „Demetrius,“ der, so weit er vollendet, auch diesen Goethe'schen Einfluß in manchen realistischen Zügen verräth, hatte er mit Schiller bis ins Einzelne durchgesprochen. Aber der „Demetrius“ sollte ein Torso bleiben; denn Schiller wurde plötzlich durch einen so früh noch nicht erwarteten Tod hinweggerafft. Schiller hatte, möchte man sagen, durch die Gewalt der Psyche und der bloßen Willenskraft schon so oft dem ihm drohenden Tode den Sieg abgewonnen; in seinem Festspiele „Die Hulbigung der Künste“ (aufgeführt am 12. Nov. 1804 zur Begrüßung der jungen Gemahlin des Erbprinzen, der russischen Prinzessin Maria Paulowna) und in den ausgeführten Scenen des „Demetrius“ hatte sich noch eine solche wunderbare Frische des Geistes offenbart, daß man sich wenigstens für die nächste Zeit den besten Hoffnungen hingeben konnte. Goethe selbst litt während des Winters an einer heftigen Nierenkolik, welche seinen Arzt wegen gänzlicher Wiederherstellung besorgt machte; auch Schiller war längere Zeit krank, erholte sich aber früher als Goethe und besuchte ihn nach seiner Wiedergenesung. Dieses Wiedersehen soll nach des jüngeren Voß Versicherung außerordentlich rührend gewesen sein. Zum letzten Male sahen sich beide Freunde am 30. April 1805, als Schiller grade ins Theater gehen wollte. „Ein Mißbehagen,“ erzählt Goethe, „hinderte mich, ihn zu begleiten, und so schieben wir vor seiner Hausthür, um uns niemals wiederzusehen.“ Bald darauf erkrankte Schiller schwer und am 9. Mai Abends hatte er ausgeathmet. War Goethe schon während Schiller's Krankheit aufs Aeußerste niedergeschlagen und von banger Ahnung erfüllt gewesen, so versetzte ihn die Nachricht von seinem Tode in die tiefste Betrübniß. „Er ist todt!“ rief er, und bedeckte die Augen mit den Händen. In der Nacht vorher hatte man ihn heftig weinen gehört; man hatte ihm vergebens den bedenklichen Zustand Schiller's zu verbergen gesucht¹⁵⁾.

Goethe beklagte, „mit Schiller die Hälfte seines Daseins verloren zu haben;“ ihm ein Denkmal zu stiften, in ihm und mit ihm fortzuleben, indem er den „Demetrius“ fortsetzte, erschien ihm als der höchste, als der einzige Trost; aber er sah ein, wie schwierig es sei, die

15) So nach den Briefen von Heinrich Voß, herausgegeben von Abr. Voß, 1834. Schwab's Behauptung in seinen Nachrichten über Schiller's Begräbniß, daß Goethe die Nachricht von Schiller's Tode erst nach dessen Beerdigung erhalten habe, soll, nach Schaefer's Meinung, sich mit den übrigen Berichten nicht vereinigen lassen. Goethe's eigene Worte: „Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die nun aufrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedurften, wagte Niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen,“ lassen über den Zeitpunkt, wo man ihm die Trauernachricht hinterbracht, im Unklaren.